Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 45 (1941-1942)
Heft: 9

Artikel: Ein Stück aus der Schreckenszeit und der undankbaren Welt
Autor: Frommel, Emil
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669112

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Stück aus der Schreckenszeit und der undankbaren Welt

Von meinem seligen Großvater habe ich viel in meiner Jugend gehört, dem Manne mit der hohen Stirn und dem langen, zurückgekämmten Haar. Das eine Auge hatte er durch die Blattern verloren und trug ein gläsernes dafür. Aber es war, als ob alle Kraft des verlorenen Auges in das gesunde Auge gegangen wäre; denn es hatte einen wunderbaren Glanz und eine durchdringende Kraft. Groß von Person war er just nicht; aber es gibt Leute, die sind klein, und es ist einem doch, als müßte man an ihnen hinaufschauen, und das kommt von dem Geist her, den ein Mensch ausstrahlt. Und solch einen Geist hatte mein seliger Großvater. In den siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts war er nach Paris gekommen und dort deutscher und französischer Prediger an der schwedischen Gesandtschaftskapelle geworden. Die Revolution sah er langsam kommen. Denn eh der Sturm losbricht, kommen die Wetterwolken und die unheimliche Stille und die seltsamen Windzüge. Der Abfall vom lebendigen Gott, der sich in den Schriften des Spötters Voltaire und seiner Genossen aussprach, die Sittenlosigkeit in den höheren Ständen, die Armut und Unzufriedenheit im Volk und dazu die Schwachheit des gutmütigen Königs — das waren die Vorboten des Verderbens. Mein Großvater selbst war Republikaner mit Leib und Seele; aber er war allem gesetzlosen Treiben und allem Blutvergießen bis ins Innerste gram.

Die Schreckensjahre kamen, die Gefängnisse füllten sich mit den vornehmsten Adligen, denen der Prozeß gemacht wurde. Was fliehen konnte, entfloh; auch der schwedische Gesandte war abgerufen worden und übertrug dem Großvater die Gesandschaftsgeschäfte. So war er denn in dem großen Palast allein. Da läutet es spät in der Nacht an der Glocke; vorsichtig öffneten die Bedienten. Ein Bedienter meldete den Grafen von Narbonne und fragte, ob man ihn hereinlassen solle. Mein Großvater hatte ihn öfters in der Gesellschaft des schwedischen Gesandten gesehen und kannte ihn als einen steifen, altadeligen und hochmütigen Kavalier, der unter den Kammerherren des gefangenen Königs war. Er ahnte, warum er kam; denn sein Name stand auf der Achtungsliste derer, die als „Feinde des Vaterlands" bezeichnet waren. Wer aber einen Feind des Vaterlandes aufnahm, sollte mit dem Tode bestraft werden. Einen Augenblick schwankte mein Großvater, dann befahl er dem Bedienten: „Laßt ihn herein!" Schnell war er aufgestanden, hatte sein Amtskleid angezogen und trat in das Vorzimmer, wo der Graf totenblaß, vornehm angezogen, aber schlotternd vor Angst, vor ihm stand.

„Was willst du, Bürger Narbonne?" redete ihn mein Großvater ernst an.

„Um Gottes und der heiligen Jungfrau willen, retten Sie mich, Herr Pfarrer! Mein Haus wird eben nach mir durchsucht. Ich bin des Todes, wenn Sie mich nicht retten!" sagte der Graf.

Durchdringend ließ mein Großvater sein dunkles Auge auf ihm haften und sprach mit lauter Stimme: „Bürger Narbonne, du weißt, daß du in den Händen eines Republikaners und eines Protestanten bist. Als Republikaner muß ich dich hassen als einen Feind des Vaterlandes, der mitschuldig ist an dem jetzigen Elend. Aber du hast dich auf Gott berufen, der befiehlt mir als Christen, meinen Feind zu lieben. Du sollst dich nicht umsonst berufen haben. Folge mir!" Mein Großvater nahm einen schweren Bund Schlüssel, einen dichten, wollenen Teppich und eine Kerze und ging mit ihm durch mehrere lange Gänge. Zuletzt stiegen sie eine Wendeltreppe hinab, und mein Großvater öffnete die Türe. Sie standen in einer Kirche, es war die Gesandtschaftskapelle. Er ging vor an den Altar, nahm die Decke ab, öffnete die Rückseite des Altars, nahm die Abendmahlgefäß heraus und legte die Decke hinein.

„Hier wirst du bleiben, Bürger Narbonne; ich werde dir morgen ein kleines Luftloch machen und für heute einen Türflügel offen lassen. Ich wünsche dir gute Nacht." Mein Großvater legte den Teppich über den Altar, schloß die Türe und ging.

Des Morgens früh nahm die Großmutter die Schlüssel und brachte dem Gefangenen warmen

Kaffee. „Du hast schlecht geschlafen, Bürger Narbonne," sagte sie zu ihm, der ihr die Hand entgegenstreckte und die ihre herzlich drückte, während ihm große Tränen über die blassen Wangen rollten. Nachdem sie ihn gespeist und mit seiner Hilfe ein kleines Luftloch aus der Rückseite des Altars gesägt hatte, verließ sie ihn wieder.

Zwei Tage darauf klopfte es in der Nacht gewaltig an der Haustüre. Es wurde geöffnet, und zwei Kommissäre des Konvents mit acht Soldaten traten ein. „Wo ist der Bürger Pfarrer — ruft ihn!" Mein Großvater war noch auf und kam herab. „Bürger Pfarrer", so hob der eine Kommissar an, „du bist angeklagt, Korrespondenz mit Schweden zu führen und den Grafen Narbonne aufgenommen zu haben; man will ihn gesehen haben zu dir fliehen. Im Namen der einen, unteilbaren Republik verlangen wir die Haussuchung."

Mein Großvater hatte wirklich mit dem König von Schweden Briefe gewechselt, aber nur den Gang der Ereignisse gemeldet. Er hatte eben einen großen Bericht unter seinen Papieren liegen. Mit männlichem Mut sagte er: „Wohlan, Bürger Kommissar, du weißt, daß ich Republikaner bin, suche, ob du etwas findest!" Er selber leuchtete hinauf. Sie durchsuchten alle Zimmer und kamen endlich in sein Studierzimmer. Meine Großmutter stand dabei, als sie durchsuchten. Eben kamen sie an das verhängnisvolle Fach, wo der Bericht lag; da sah sie, wie mein Großvater sich hoch aufrichtete und wie seine Haare sich langsam in die Höhe stellten. Sie öffneten und brachen plötzlich in ein Hurra aus. Oben in dem Fache lagen zwei republikanische Lieder, die in diesen Tagen dem Großvater zugeschickt worden waren, und die er, was er selbst nicht mehr wußte, oben in das Fach gelegt hatte. Kaum hatten sie die Lieder gesehen, als der Kommissar ausrief: „Er ist ein guter Bürger, laßt ihn in Ruhe!" reichte ihm die Hand und zog, ohne weiter zu untersuchen, mit seiner Schar ab. Auf den Knien dankten der Großvater Gott für seine Bewahrung.

Es vergingen Woche um Woche; täglich stieg die Großmutter hinab, den Gefangenen zu speisen. Es waren gegen zwanzig Bediente in dem Palast; jeder wußte von dem Grafen, aber so groß war ihre Liebe zu dem Großvater, daß keiner ihn verriet. Er selbst war stets darauf bedacht, dem Grafen aus dem Altar zur Freiheit zu verhelfen. Endlich kam ein Tag, an dem ein großes Volksfest zu Paris sein sollte; es strömte ein Menge Menschen aus allen Ortschaften der Umgegend zu den Toren herein. Der Großvater war in der vorhergehenden Nacht hinabgestiegen und hatte den Grafen herausgeholt. Verwildert genug sah er aus; um ihn aber völlig unkenntlich zu machen wurde ihm das Gesicht geschwärzt. Ein vollständiger Fuhrmannsanzug lag bereit, den der Graf anzog. Im Hofe stand ein großes Wasserfaß auf einem Wagen mit zwei Pferden bespannt, samt einem Bedienten in Fuhrmannskleidern. Der Großvater händigte dem Grafen einen schwedischen Paß und Geld ein, reichte ihm die Hand, verbat sich den Dank und sprach: „Um Gottes Willen hast du gebeten, um Gottes Willen hab ich's getan. Gehe mit Gott, Bürger Narbonne, und lerne etwas in der Fremde!"

Die zwei zogen fort, der Bediente auf dem Pferde, der Graf auf dem Wagen. Ein Stück vor dem Tore fing der Bediente an, zum Schein den Grafen als einen Taugenichts zu schelten, und schlug ihn, als sie am Torwart vorbeizogen, mit der Peitsche zweimal über den Rücken. „Fauler Schlingel", rief er, „halte das Faß besser! Torwart, Ihr glaubt nicht, was das für ein Schlingel ist; dem steckt das Fest im Kopf, und er will nicht aus Paris hinaus." Der Torwart lachte und ließ sie hinaus. So aber hatte es der Großvater mit dem Bedienten einstudiert. Der Graf entkam, und der Bediente fuhr zum anderen Tore wieder zur Stadt hinein. — —

Jahre gingen darüber hin. Napoleon hatte Ordnung gestiftet in Frankreich und gezeigt, was er unter Republik verstehe, und den Franzosen war's auch recht. Von dem Grafen Narbonne hatte aber mein Großvater nichts mehr gehört.

Es war eines Abends bei der Frau von Staël große Gesellschaft. Mein Großvater, den sie hochschätzte, war auch eingeladen. Sie wollte ihm und sich eine besondere Freude bereiten. Mitten im Abend rief sie ihn und führte an der Hand

einen vornehmen Herrn. „Graf Narbonne, hier ist der Pfarrer Gambs, der Ihnen das Leben gerettet hat", sagte sie. „Ah so", sagte der Graf vornehm, machte eine Verbeugung und ging wieder unter das Gewühl der Gesellschaft.

„Ist das sein Dank gewesen, Herr Pfarrer? Sie haben mit Gefahr Ihres Lebens einen Elenden gerettet!" rief Frau von Staël.

„Ich würde es noch einmal tun", sagte ernst und feierlich mein Großvater.

Emil Frommel.

Gemeinschaftsgesinnung

Schweizer und Schweizerinnen!

Unsere ererbten kostbaren Güter: die Freiheit des Volkes, seine staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen selber und aus eigener Machtvollkommenheit festzusetzen, die Freiheit des einzelnen, das Maß seiner Einordnung in die Gemeinschaft selber zu bestimmen, der Wille der Volksgruppen, einander in religiöser, sozialer, sprachlicher und kultureller Verschiedenheit zu dulden, zu schätzen und zu fördern — diese unsere eidgenössischen Güter legen uns die Verpflichtung auf, sie ungeschmälert unsern Kindern zu übergeben. Ob wir das über die schwere Zeit hinweg vermögen, hängt von der Kraft und Echtheit der Gemeinschaftsgesinnung ab, die in unserem Volke lebt. Die Stärke dieser Gemeinschaftsgesinnung ihrerseits findet ihren Ausdruck und ihre Bewährung in dem Grad, in dem der einzelne und die Gruppen beim Befehlen und Gehorchen, beim Regieren und Sichfügen den persönlichen Egoismus und das selbstsüchtige Interesse zu überwinden befähigt sind.

Der menschliche Egoismus hat eine ständige Tendenz zum Übermaß. In fortwährenden Reibungen, in unablässigen größeren und kleineren Kämpfen muß er stetsfort überwunden werden. In Zeiten ohne besondere Gefahr ist das immer wieder zutage tretende Stück Egoismus, wie es sich — oft gepaart mit Einsichtslosigkeit — in Habsucht, in kleinlicher Sorge für sich selbst, in Verständnislosigkeit gegenüber andern Volksgruppen, in Drückebergerei und Unredlichkeiten gegenüber den Anforderungen des Staates äußert, von einem gesunden Volkskörper wohl zu verarbeiten. Ebenso ist ein gewisses Maß von Ungeschicklichkeit, von Egoismus und Ungerechtigkeit im Verhalten des Beamtentums, im Wirken der Parteien und in der Tätigkeit von Wirtschaftsverbänden ohne Gefährdung für die Gesellschaft und den Staat zu ertragen, da das Segensreiche dieser Institution doch immer wieder überwiegt.

Ganz anders wird die Wirkung dieses allzumenschlichen Egoismus und der alltäglichen Fehler bei Regierenden und Gehorchenden, bei Gebenden und Nehmenden dann, wenn Notzeiten herrschen. Da wird jedermann empfindlicher, die Selbstsucht lauert allenthalben, die Sorge und Gereiztheit vergrößert jedes Ungemach. Dazu tritt der Umstand, daß der Staat durch seinen vielfältigen Apparat spürbarer in die Sphäre des einzelnen eingreift: er ordnet an, wie man sich noch kleiden kann, was man nicht mehr zu essen erhält und unter Umständen sogar, wo man zu wohnen hat. Der Nachbar beobachtet aufmerksameren Blickes den Nachbarn, wenn dieser ungebührlich für sich sorgt, oder wenn er weniger Dienst für das Ganze leisten muß als er selbst. Ungerechtigkeiten oder auch nur Ungeschicklichkeiten, besondern von „oben", werden von „unten" recht schnell als böser Wille oder Unfähigkeiten ausgelegt und angekreidet. Leicht springt dann beim Verärgerten und Kurzsichtigen die Stimmung über in die Schlußfolgerung: Nicht nur die Beamten und Regierenden, nicht nur die stimmberechtigten Bürger sind untauglich, sondern auch die Einrichtungen des Staates, der sozialen Wohlfahrt, die politischen Parteien und die Wirtschaftsorganisationen sind überlebt. Und klein ist der Schritt, der dann zum letzten Schluß führt: Die Demokratie als solche ist nicht imstande, das Leben des Volkes richtig zu gestalten und die Aufgaben der Zeit zu erfüllen. Sie hat abzudanken!

In der heutigen Zeit sollen wir das Licht nicht unter den Scheffel stellen. Die in großem Ausmaß geleistete wertvolle und gute Arbeit von Behörden, von Institutionen, Organisationen